

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 65 (1956)
Heft: 3

Artikel: Der ewige Wächter
Autor: Schölly, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975612>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ihr, die drei jungen Ehepaare, die ebenfalls mit ihr reisen sollten, würden ihr sicher viele Freundlichkeiten erweisen, doch sie senkte das graue Haupt und versank in vollständige Mutlosigkeit. Die jungen Ehepaare verkörperten für sie nicht mehr ihr Makedonien, nur die vier Frauen taten das eigentlich noch. Konnte sie den Schiffsplatz nicht mit einem andern tauschen, mit einem Jugendlichen? War hier nichts mehr zu ändern?

Eine halbe Stunde später — es war im Bureau der für die Betreuung unserer Gäste Beauftragten — klingelte das Telephon: ... Alle reisen zusammen? Mit dem gleichen Schiff? Ausgezeichnet! Am nächsten Samstag... sehr gut... sie werden alle bereit sein... Wir eilten hinauf zu Yaya. Wir fanden sie weinend. Die vier Frauen bemühten sich um sie, packten ihr — zum wievielten Mal? — ihren Koffer, damit sie es nicht selbst tun musste, wenn sie, die vier Dorfgefährtinnen, abgereist sein würden. Wir nahmen Yayas Hand, und, den Blick zuerst auf die Frauen, dann auf Yaya gerichtet, stiessen wir mit herzklopfender Freude hervor: «Ihr dürft alle miteinander reisen! Sagt es der Yaya!» Jäh erhellten sich die Gesichter der vier

Frauen, während der noch bedrückte Blick Yayas auf ihnen ruhte, da sie der griechischen Sprache, der Sprache der Uebersetzung, nicht kundig war. Doch als ihr die Frauen die Nachricht ins Makedonische übersetzt hatten, schlug lebendigste Freude über sie. Wie warm rann ihr plötzlich das Blut durch die Adern! Wie wurde ihr Herz übergewollt, so übergewollt, dass sie aufspringen, uns um den Hals fallen, uns küssen und wieder küssen musste. Welch ein Ungestüm in diesem Alter! «Gott ist gross», murmelte sie, «Gott ist gross!» Und als sich ein Kind zu uns gesellte, um uns ein Buch zu zeigen, schob sie es sachte beiseite: «Nicht jetzt, störe uns nicht!» So ganz und ungeschmälert wollte sie mit uns den Augenblick erleben, in dem ihr Gott den grossen Kummer von den Schultern genommen hatte.

Jetzt sitzt Yaya auf der «Flamina» irgendwo im Indischen Ozean, umgeben von den Frauen, die ihre Sprache sprechen, Frauen, mit denen sie durch die gemeinsame griechische Heimat und ein gemeinsames Schicksal verbunden ist. Ewiger Wanderer Mensch.

DER EWIGE WÄCHTER

Von Karl Schölly

In einem unwegsamem Gebirge lag, von der Hauptmacht getrennt, eine Schar abgekämpfter Soldaten. Es waren Männer, die den Krieg weder gewünscht noch sein Handwerk geübt hatten, aber, einmal unter den Fahnen, für des Vaterlandes Ehre kein Opfer scheuten. Seit acht Tagen war keiner mehr aus den Kleidern herausgekommen: mit wunden Füßen, erschöpft und halb erfroren, schleppten sie sich von Gefecht zu Gefecht, und ihre Gesichtszüge, einst sanft und gefällig, wurden hart und fremd, und in ihren verwilderten Bärten brannte der Staub.

Das tapfere Häufchen, das schon so manchen Toten beklagte, hatte zuletzt zäh und verzweifelt einen Engpass verteidigt und den in Zahl und Rüstung überlegenen Feind noch einmal zurückgeschlagen. Jetzt, nach bestandener Gefahr, brach die grosse Müdigkeit über jeden der Getreuen; sie wünschten nichts, als sich fallen zu lassen.

Der junge Nikos, der den Befehl übernommen, führte sie noch unter den Felsvorsprung, wo zwei leichtverwundete Kameraden, notdürftig verbunden, im Schutze des Gesteins mit den Speichen eines zerschossenen Karrens ein Feuer nährten, um aus den letzten Vorräten ein warmes Gericht zu bereiten.

Gesprochen wurde nicht. Nur einmal, als ein Scheit knallte, frug Nikos, ob jemand sich freiwillig zur Wache melde, worauf ein schon ergrauter Mann, der den Rock einer anderen Einheit trug, ohne langes Besinnen sein Gewehr ergriff und, Schlaf und Hunger vergessend, sich wieder an jene Stelle begab, wo vor ungefähr einer Stunde der letzte Schuss im Nebel verhallt war.

Hier blieb der freiwillige Wächter, die geladene Waffe mit dem Arm umschlungen, hinter einer Brustwehr wie angewurzelt stehen und horchte gespannt in das Dämmer hinaus. Es regte sich nichts im weiten Umkreis, nur aus der Ferne drang gedämpft das Knistern des Lagerfeuers und ein leises Klappern der Blechgeschirre. Aus Norden, wo der Fahrweg in die Klus mündete, blies stossweise der eisige Wind, der nach Neuschnee roch; liess er einen Augenblick nach, witterte der Wächter den Weihrauch des schwelenden Holzes. Kaum bezwang er die Lust, gleich den andern seinen nagenden Hunger zu stillen; ja, nur mit Mühe widerstand er der Versuchung, im Schutze der einbrechenden Nacht seinen Posten zu verlassen und seinen wohlverdienten Anteil heraufzuholen. Aber er riss sich zusammen und harrte ruhig aus, indem

er sich tröstete: Gedulde dich, du hast einen Eid getan. Halte die Treue, dann bleibt dein zerrissenes Kleid ein Ehrenkleid. Durch Gottes unverdiente Gnade hast du noch alles überdauert — Schrecken, Entbehrung, Schmerzen und Todesangst — darum sei stark und wach. Bald ist unsere Not vorbei, bald, bald.

«Michalis? . . . Michalakis, ich bin's.»

Vorsichtig tastete sich Nikos durch das Dunkel. Er trug ein gefülltes Essgeschirr und ein stark ausgebranntes Lämpchen, mit dem er zuweilen kurz den Boden absuchte, um nicht zu straucheln.

«Gib mir dein Gewehr, Michos. Ich werde dich ablösen, bis du dich gesättigt hast. Nachher muss ich ein Wort mit dir reden.»

Michalis reichte die Waffe hin und griff zu. Er schämte sich fast seiner Gier. Nachdem er sich zum Danke bekreuzigt und eine Weile wehmütig auf das leere Gefäss geschaut hatte, hob er an: «Warum bist du selbst gekommen, Nikos? Will denn keiner mehr Wache stehen von den Jungen?»

«Sie schlafen alle. Ich bring es nicht über mein Herz, sie vorzeitig zu wecken. Du weisst, sie sind am Ende ihrer Kraft. Wenn sie jetzt ein paar Stunden ruhen können, schlagen wir uns durch, vorausgesetzt, dass wir nicht verfolgt und überrumpelt werden. Um das zu verhüten, muss einer wachen. In seiner Hand liegt unser Leben, unsere Freiheit. — Michalakis, du bist stolz und treu. Deine Vorfahren haben Kreta vom Joch der Türken befreit, und in deinem Gürtel steckt der Dolch eines Helden. Du hast ihn geerbt von deinem Vater. *Du*, nicht deine Brüder. Michalakis, dürfen wir uns auf dich verlassen?»

Michalis wusste, dass der Feind den Hohlweg wieder angreifen würde, wenn er nicht besetzt wäre. Man musste den Späher, der die Wache wahrscheinlich mit einem Feldstecher beobachtete, solange täuschen, bis die Mannschaft den ungedeckten Teil des nach Süden abfallenden Tales überschritten und das zerklüftete Gelände sicher erreicht hatte. Nikos war der einzige, der sich aufs Kartenlesen verstand und Gewähr bot, die Versprengten bis nach Koritza zu führen, wo man auf den Verband zu stossen hoffte. Er selbst, Michalis, wollte den Weg schon allein finden.

«Geht in Gottes Namen. Ich halte die Wacht aus», sagte Michalis.

Nikos umarmte den Kameraden gerührt, bot ihm zum Abschied fünf Oliven und ein Rindchen Brot — alles nämlich, was er zu verschenken hatte —, gab ihm nochmals die Hand und trat den Rückweg zur windgeschützten Höhle gesenkten Hauptes an. Werd ich die treue Seele jemals wieder sehen? frag er sich.

Ein paar Stunden sass er neben der verglimmenden Asche, kämpfte verzweifelt mit dem Schlaf und

kroch erschauernd immer tiefer in seinen Mantel, denn die Märznacht war bitter kalt. Der Nebel sank, der Mond trat aus den Wolken und warf ein fahles Licht auf die verschneiten Felsbänder. Nachdem Nikos die Karte, die schier unter seiner Hand zerbröckelte, noch einmal zu Rate gezogen hatte, rüttelte er die Schläfer wach und befahl den Aufbruch.

Michalis, der trotz seiner Müdigkeit mit geschärften Sinnen spähte, vernahm das Rollen der Steine; als er jedoch sah, wie seine Kameraden zu Tal stiegen, beruhigte sich sein Blut wieder. Nikos winkte mit der Mütze nach dem Sattel; da schauten alle seine Gefährten flüchtig nach der Passhöhe, doch wagte keiner einen Zuruf. Aber Michalis wusste, wie dankbar sie gegen ihn gesinnt waren, und dieses Wissen hielt ihn lange wach. Auch glaubte der Lauschende nach Ablauf einer Stunde noch immer das leise Geräusch ihrer Schritte, das Knirschen des Gerölls zu vernehmen, und so lange er sich's einbildete, focht ihn die Langeweile nicht an.

Erst als er annehmen musste, dass der Zeit nach die Schar ausser Hörweite war, überfiel ihn das Gefühl einer grenzenlosen Verlassenheit. Noch nie war ihm eine Nacht so qualvoll lang erschienen. Durch das Sausen des Windes klang sein Herzschlag unerträglich laut und doch einschläfernd — wenn er jetzt rief, würde das Gebirge widerhallen wie von Posaunenstössen.

Der Himmel hatte sich wieder verdüstert, nur an einer Stelle blickte der Sternenraum wie durch ein Wolkenfenster, und in diesem Ausschnitt zog gross der Orion herauf, Michalis hatte früher selten nach den Sternen geschaut; erst auf den nächtlichen Runden waren sie ihm als seine Begleiter etwas vertrauter geworden, so dass er ihre merkwürdigsten Bilder jeweils wieder erkannte. Im Orion sah er den mit dem Schwerte gegürteten Krieger, der das Zelt Gottes bewachte. Er nahm daher eine bessere Haltung an und trat einen Augenblick ins Gewehr. Dann tat er, als hätt' ihn jemand über sein Verhalten bespöttelt, verzog die Lippen und sagte halblaut: Für nichts und wieder nichts werden sie nicht am Himmel stehen. Der sie bewegt, wacht über uns alle.

Dem Nachtfrost zu wehren, schlug er den Mantelkragen hoch und stellte den rechten Fuss auf die Zehenspitze, um durch die Reizung des Nervs ein Zittern des Körpers zu erzeugen, bei dem er sich nicht anzustrengen brauchte. Tatsächlich schützte dieses künstliche Schlottern ihn eine zeitlang vor dem Starrwerden, doch kam jetzt der Schlaf mit solcher Macht über ihn, dass er beschloss, auf und ab zu gehen.

Allein der Wind, der über den Sattel strich, trieb ihm das Wasser in die Augen, auch war alles, was er machte, mit einem verräterischen Gedröhn

verbunden, weshalb er seinen früheren Standort wieder einnahm und versuchte, mit einem Teil des Leibes auszuruhen, ohne ganz in den Schlaf zu sinken.

Er merkte bald, wie schwer es war, sitzend wach zu bleiben, dagegen entdeckte er zu seinem Troste, dass er allen möglichen Gedanken nachhängen konnte, ohne den Wachzustand einzubüßen. Das Gehör blieb äusserst empfindlich: windbewegter Sand kreischte schon in dieser Einsamkeit, wenn er den Geist vom Sinn löste. Michalis wiederholte den Versuch mit Erfolg, es schien ihm fast, als hätte sein Leib einen eigenen Wächter mit Nachtsinnen ausgerüstet, sein bewusstes Ich zu warnen. Vielleicht war es derselbe, der ihn aus dem Schlaf zum Leben erweckte, jener geheimnisvolle Pförtner an der Schwelle des Bewusstseins.

Um diesem zweiten, unsichtbaren Wächter den Dienst zu erleichtern und die Bereitschaft zu erhöhen, spannte Michalis den Hahn und legte das Gewehr mit der Mündung gegen den Feind auf den Steinwall. Wenn es mir gelingt, mich im Geiste mit freundlicheren Gegenständen zu beschäftigen, dachte Michalis, wird mir die Kälte wenig anhaben. Ich stelle mir einfach einen Sommermorgen in der Heimat vor und empfinde dann die heisse Luft an der Mauer meines Gartens. Ich muss fort, fort, sonst halt ich es nicht mehr aus so verlassen inmitten grauer Felsen...

Michalis begann zu träumen. Er schlug erst den Weg ein, den die Kameraden vor ein paar Stunden genommen hatten und lenkte seinen Traum so, dass er sie nach einem abgekürzten Eilmarsch einholte. Sie sassen im Tal unter blühenden Pfirsichbäumen im grellen Sonnenschein, die Mützen mit Ginster geschmückt, und riefen ihm schon von weitem zu: «Der Krieg ist aus, komm mit zur Siegesfeier! Da, nimm einen Lorbeerzweig oder etwas gelben Jasmin, stecks auf den Hut und jauchze; wir haben dich lange nicht mehr lustig gesehen.» Sie fuhren gemeinsam in einem bequemen Wagen nach Monastir und von dort mit der Bahn nach Saloniki. Ueberall stand grüssendes Volk am Weg, die Gäste der Kaffeehäuser erhoben sich von den Stühlen, ein Pope streckte segnend die Hand aus. Im Hafen stand ein bewimpeltes Schiff, bevölkert mit singenden Soldaten. «Seht, da kommt Michalis, der für uns wachte. Ihm verdanken wir unser Leben. Evoe! Bringt Wein, den Helden zu feiern.» Der Hauptmann wusste schon um seine Verdienste; es hatte sich überall herumgesprochen, dass Michalis durch sein mutiges Ausharren auf der Passhöhe den Sieg von Koritza herbeigeführt. «Seht, er trägt den Rock der Evzonen. Lichtet den Anker zur Fahrt in die Heimat!»

O, diese Fahrt über die glitzernden Wellen! Tiefblau leuchtet der Himmel, kaum erträgt das

Auge den Glanz des Mittags: es sucht nach einem Ruhepunkt, nach Grün. Aber die Sonne hat alles gebleicht, und die Luft zittert über den Ufern, wo die letzten Bäume wie Silber verschimmern. Michalis kann es nicht erwarten — die Meerfahrt dauert ihm viel zu lang. Er überspringt die Zeit und sieht jetzt schon die blendend weissen Häuser seiner Vaterstadt, die alten Kloster- und Festungsmauern, die Nadeltürmchen der ehemaligen Moscheen. Er springt an Land, vergisst sogar Abschied zu nehmen von seinen Gefährten. Er atmet die schweren Düfte, spürt die Sonnenglut und taucht in den Schatten der Gasse. Er will nicht gesehen werden, nur heim. Aber da sitzt der Kaufmann Vatikiotis vor seinem Kramladen, hat Tücher, Hüte, Kleider und Teppiche bunt ausgebreitet, sieht ihn kommen, springt auf und will ihn beglückwünschen. «Ein ander Mal!» bittet Michalis und windet sich los. Er steigt zwischen den Gärten hinauf und atmet den Duft des Thymians; es ist im Sommer, der Himmel abgründig blau, aber noch blauer das Meer in der Bucht. Blüten und Früchte der Pfefferbäume tropfen und perlen zur Erde, Kakteen und Disteln wuchern saftig und breit, ganze Büsche von Thymian sprossen aus den Mauerfugen des Weinbergs, und Eidechsen sonnen sich auf den Fliesen. Oben, am Rande seines Gartens, wartet Constantin, sein Sohn. «Die Siegesfeier beginnt», hört er ihn jubeln. «Vater ist da, feuert eine Salve!»

Ein furchtbarer Knall schreckte den Träumer in die Wirklichkeit. Er fuhr zusammen. Mund und Augen entgeistert aufgerissen, starrte Michalis nach dem Wölklein Pulverdampf, das der Wind zerteilte. Der Widerhall des grellen Schusses grollte noch in den Klüften.

Als Michalis jedoch sein Herz pochen hörte, löste sich der Krampf seiner Glieder. Es war ihm jetzt klar, dass er selbst geschossen hatte, denn der Ring seines Gewehres war entspannt, der gekrümmte Zeigfinger der rechten Hand zur Faust erstarrt. Das Fleisch war unempfindlich, fast abgestorben. Erst nach langem Reiben und Rütteln gewann Michalis die Herrschaft über seine Finger wieder. Er lud das Gewehr und hörte die Hülse der verschossenen Patrone gegen einen Stein prallen. Nachdem er sich überzeugt hatte, dass die Geräusche des Ladens nirgends einen verdächtigen Lärm hervorriefen und auch der abgefeuerte Schuss anscheinend ohne Folgen blieb, schritt er den ganzen Umkreis vorsichtig ab und nahm den früheren Standort ein.

Gewitzigt, wagte Michalis vorerst nicht, den abgebrochenen Faden seines Traumes weiterzuspinnen. Er verzehrte fröstelnd das harte Brot und die fünf Oliven, die Nikos ihm zum Abschied geschenkt hatte, zog den linken Aermel über die Faust und steckte sie wieder in die Manteltasche. Das aufgestützte Gewehr im Anschlag, vermied er diesmal,

den Zeigfinger an den Abzugshahn zu legen, um den Druckpunkt zu fassen; er begnügte sich damit, das Gehäuse zu umklammern.

Will es denn nie tagen in diesen schwarzen Bergen?

Um sich die Langeweile zu vertreiben, ersann er abermals harmlose Spielereien: er verlangsamte seinen Atem, zählte den Puls, trommelte mit den Fußspitzen Marschweisen, knirschte mit den Zähnen und gähnte dazwischen. Die Geräusche tönnten lange nicht mehr so hart und schreckhaft; seit dem Knall war sein Gehör wie verschleiert. Auch das körperliche Unbehagen wich immer mehr einer wohligen Schläfrigkeit.

Es mochte schon gegen den Morgen gehen, als Michalis, von der Kälte starr, aus seinem dumpfen, erschöpften Dämmerzustand nochmals zum vollen Bewusstsein erwachte. Er nahm sich vor, beim ersten Zeichen des Taganbruchs seinen Posten zu verlassen, erinnerte sich jedoch, dass dann der Zweck seiner Wache nicht erfüllt wäre, denn er musste vom Feind gesehen werden. «Im Lichte sollst du stehen, wie der Himmelswächter Orion», sprach Michalis vor sich hin.

In Gedanken mass er den ganzen Lebensweg: durch mehr als vierzig Jahre stürmte sein Geist, und es fielen ihm Erlebnisse ein, die ihm längst entschwunden waren, Kindheitseindrücke, Spiele, der Hochzeitstag, ein Besuch in Athen, zuletzt ein Kirchgang an Ostern, wann mag es nur gewesen sein? Der Priester hielt dem Volk ein Heiligenbild zur Verehrung; es stellte Christus dar vor dem Hohepriester. Alle Leute küssten den Kaiphas, weil er Purpur und Gold trug. Da flüsterte Papa Trechas — so hiess er allgemein — «dieser ist's, im weissen Gewand, gebt ihm allein die Ehre.»

Plötzlich schoss es Michalis durch den Kopf, der Mensch bestehe doch aus zwei Teilen: aus einem Leib und einer Seele. Eben dieser Papa Trechas lehrte, dass die Seele mit dem Geist nicht an den Körper gebunden ist, sondern nur in ihn hineinschlüpfe, wie das Licht in einen Draht. Die Seele sei das Unsterbliche, während der Leichnam verwese. Wenn nun die Seele hineinfahren konnte, so muss sie doch die Fähigkeit haben, herauszugehen aus ihrer Hülle, wie dies ja während des Schlafes und beim Tode des Leibes geschah.

Bin ich nicht vorhin, als ich in der Heimat weilte, mit meiner Seele fortgewandert? Wie wäre es denn sonst möglich, dass ich Constantin sah? Natürlich hab' ich mir das zuerst eingebildet: Die Begegnung mit den Kameraden und auch noch die Fahrt übers Meer; aber dann wickelte sich alles ab ohne mein Zutun, und es war nicht mehr Frühling, sondern Sommer. Der Leib stand für mich Wache, feuerte sogar einen Schuss ab . . . Michos, was willst

du denn noch mehr? Der Leib schmerzt dich, er friert und ist ermattet. Was frägt der Feind danach, ob eine Seele darin stecke? Wenn er nur deine Mütze sieht, deine Rüstung, den Lauf deines Gewehrs. Michos, grüble nicht weiter nach, wie das alles zugegangen ist, lass den Wächter hier oben stehen im eisigen Wind, in der Einsamkeit, und zieh aus. Heim zu den Deinen.

In Gedanken tat Michalakis etwa zehn Schritte gegen den Abhang. Er war wirklich gespannt, ob er es fertigbringe, sich dann selbst auf der Passhöhe zu sehen. Er wandte sich im Geiste zurück und sah tatsächlich Michalis, das Gewehr im Anschlag, den linken Arm in der Manteltasche, die Füsse gespreizt, leicht an die Brustwehr gelehnt, mit eingezogenem Kopf, spähend gegen den Feind. Seltsam: er fühlte die Kälte gar nicht mehr, spürte weder Hunger noch Schlaf. Er bewegte sich leicht und frei, gleichsam schwebend. Und obwohl er diese zehn Schritte nur gemacht hatte, um zu prüfen, ob es ihm gelänge, mit dem Geist herauszuflihen aus dem gequälten Leib, in der Absicht, wenn es nicht glückte, seinen Posten wieder einzunehmen, sprang er jetzt, ohne sich nochmals umzuwenden, talwärts mit einem niegekannten beseligenden Gefühl der Freiheit. Alles Schwere war von ihm genommen. Er berührte den Boden kaum. Wenn er die Hände hob und wieder auf der Brust kreuzte, flog er wie ein Engel.

Der Nebel schwand. In herrlicher Leuchtkraft glühten die Sterne. Der Gürtel des Orion funkelte wie drei Tautropfen im Sonnenstrahl. Nichts war Michalis fremd, was da hinter den goldenen Säumen der Hügel emporstieg — Heimat, Heimat wohin er grüßte. Er begriff Bild und Bahn, reckte die beiden Arme weit aus wie mächtige Schwingen und fuhr auf in den Morgenglanz.

Einige Tage nach dieser wunderbaren Begebenheit erreichten die Vorhuten einer feindlichen Abteilung den Engpass, den die Griechen nach dem Einfall der Barbaren ins Strumatal aufgegeben hatten. Etliche Schützen, die den Wächter erspähten, eröffneten aus dem Hinterhalt das Feuer, wunderten sich, dass der standhafte Krieger weder fiel noch floh, gingen nach langem Zögern von verschiedenen Seiten mit der blanken Waffe gegen ihn vor und forderten ihn auf, sich zu ergeben.

Beschämt mussten sie jetzt einsehen, dass sie mit einem Toten fochten.

Ein Student der Heilkunde, Federico Avveduto mit Namen, erklärte seinen erstaunten Kameraden, der Mann sei stehend erfroren, das Eiweiss seines Blutes geronnen. Allem Anschein nach sei diese Todesart nicht schmerzvoll, denn die Züge des Verewigten seien ja so friedlich und schön wie diejenigen des Erzengels Michael auf Raphaels Bild.